Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Offenburger Tageblatt. [Offenburg-Stadt]. 1950-1952 1951

33 (18.8.1951) Heimatbeilage zum Wochendende

Visual Library

Des Schermausers Glück und Ende

Eine Erzählung von Balthasar Mooser

Der Sumser-Christe ward Zeit seines Lebens ein Einzelgänger gewesen. Das lag ja auch sozusagen in der Natur seines Berufs. Ein Schermauser, der auf einem Hofgut von annähernd dreihundert Morgen als „beamteter“ Maus- und Maulwurfsfänger sein Brot verdiente, blieb nun einmal darauf verwiesen, seine eigenen Wege zu gehen. Es scheint indessen zunächst nicht unangebracht, vor allem mit Rücksicht auf die jugendliche Leserschaft, die Bemerkung anzufügen, daß es früher in ländlichen Gemeinden und auf großen Höfen voll beschäftigte Schermauser gab, perfekte „Kammerjäger“ auf Feld und Flur. Auch diesem ehrsamen Beruf hat die neueste Zeit den Boden unter den Füßen weggezogen. Betreibt sie doch die Schädlingsbekämpfung — chemisch. Und was den Maulwurf angeht, so hat sich — und darüber darf man sich freuen — die Meinung des größten unter uns Kalenderschreibern, Johann Peter Hebels durchgesetzt, der in seinem „Rheinländischen Hausfreund“ schreibt: „Wenn ihr also den Maulwurf recht fleißig verfolgt und mit Stumpf und Stiel vertilgen wollt so tut ihr euch selbst den größten Schaden und den Engerlingen den größten Gefallen. Da können sie alsdann ohne Gefahr eure Wiesen und Felder verwüsten, wachsen und gedeihen, und im Frühjahr kommt alsdann der Maikäfer, frißt euch die Bäume kahl wie Besenreis und bringt euch zur Vergeltung auch des Kuckucks Dank und Lohn“ . . . . .

Indessen, als der Christian Sumser noch seinem Handwerk nachging, sah man im Maulwurf einen Erzfeind des Landmannes. Und in der Zeit, in der im Vollgefühl von Leben und Schaffen der bärtige Mann tätig war, hatten auf Feldern und Wiesen des Rindeschwenderhofes die Maulwürfe mit samt den Mäusen und Ratten nichts zu lachen. Der Christe war ein ebenso passionierter, wie geschulter und erfahrener Mausfänger. In jungen Jahren rühmte er sein Metier gern in einem eigenen Lied:

Den Mäusen nachzujagen,
Ist nun mal meine Freud.
Da weiß ich nichts von Klagen
Und kenne auch kein Leid.
Mit fröhlichem Gemüte
Ueb' ich die Schermauspirsch,
Und bin ich abends müde,
Labt mich ein guter Kirsch.

In der Nacht war der Kirsch, der auf dem Rindeschwenderhof von keinen schlechten Eltern zu sein pflegte, sozusagen die einzige Seelen- und Leibesvertröstung, die dem Sumser-Christian gegönnt war. Obzwar, er konnte mit dem Essen und dem Most, wie sie ihm in der Gesindestube zugemessen wurden, zufrieden sein. Ueber Mittag übrigens blieb er, wenn es nicht Katzen hagelte, draußen auf der „Schermauspirsch“ und verpflegte sich mit Speck und Brot aus seiner mächtigen, wettergrauen Ledertasche.

Was seine Rolle in der Gesindestube anging, so wurde sie mit zunehmendem Alter immer schwieriger — problematischer, wie die studierten Leute sagen würden. Er wäre ja kein zünftiger Schermauser gewesen, wenn nicht eine starke Veranlagung zum Schrullenhaften sein Wesen bestimmt hätte. Es ging das Gerede, er sei von jung auf ein Frauenfeind gewesen oder wie die älteren Mägde meinten, ein „bösartiger Wiiberhasser“. Offenbar machte er sich nichts aus dem weiblichen Geschlecht. Aber wenn er nicht unmittelbar dazu veranlaßt wurde, bekundete er keinerlei Abneigung gegen Mädchen und Frauen. Sie schienen für ihn einfach nicht da zu sein. Aber gerade das verlockte offenbar die Uebersehenen besonders, den Eigenbrötler aufs Korn zu nehmen. Sie hänselten ihn beim Vesper, schmuggelten ihm faule Aepfel in seine Ledertasche, legten ihm unreife Früchte der Roßkastanie unters Leintuch in seinem Bett und was derlei Schabernack mehr sein mochte. Der Christe tat dergleichen, als merke er das alles nicht, ließ sich foppen und auch einmal sekkieren. Dann und wann freilich brach einmal der Orkan ungebärdigen Zorns aus ihm hervor. Dann gab der Schermauser des seltsame Bild eines zwar wildtobenden aber doch bejammernswert hilflosen Menschen. Und an diesem Bild weideten sich die johlenden Knechte und Mägde — nein, das war nicht gut zu heißen, aber es verwehrte dem tugendlosen Jungvolk niemand das nichtsnutzige und verwerfliche Beginnen. Ja, unter der angejahrten weiblichen Garde der Schaffnerinnen befand sich eine, die Creszenz, die sogar die Peiniger des Schermausers in ihrem bösen Treiben noch anspornte. Sie sei, so munkelte man, in den Christe verliebt gewesen, der hätte aber keinen Gefallen an ihr gefunden, und daraus sei es zu der Feindschaft zwischen ihr und dem Schermauser gekommen. Es bestand kein Grund, diese Darstellung der Dinge anzuzweifeln, obwohl die angebliche Anstifterin der Sticheleien gegenüber dem Sumser-Christian am schlimmen Werk selbst sich nie beteiligte . . . . .

Daß die erwähnte Veranlagung zum Schrulligen und zu einer bissigen Unzulänglichkeit bei dem alten Christe immer stärker in Erscheinung trat, konnte kaum überraschen. Das pflegt nun einmal im Leben der Erdenkinder so zu sein, auch wenn sie keine Schermauser sind. Es hatte ganz den Anschein, als werde der Mausfänger bis zu seinem natürlichen Ende der kauzige Kumpan bleiben, zu dem er schon in jungen Jahren geworden war. Aber keines irdischen Dasein läßt sich abschätzen und einreihen in die Schieblade, in die es scheinbar gehört, ehe es ganz sich überschauen läßt. Freilich, die Wandlung, die im Leben des Schermausers eintrat, und von der zu berichten sein wird, erwuchs doch letztlich aus dem „Gesetz“, unter dem das Leben des Schermausers stand, ohne daß ihm das etwa bewußt geworden wäre. Das Jungvolk fädelte, diesmal wohl von der zahnlosen, grauköpfigen Creszenz mit besonderem Fleiß angespornt, ein höchst unheilvoll ablaufendes Spiel mit dem Sumser-Christian ein.

War da eine hübsche junge Magd, die Fränz, auf den Hof gekommen. In alter Heimlichkeit, aber mit um so mehr Nachdruck war sie bearbeitet, dem Schermauser mit aller Freundlichkeit um den Bart zu gehen, ihm liebenswürdig zu begegnen, sich ihm anzutragen, seine Kleider in Ordnung zu halten, kurz und gut, fühlbare Zuneigung zu bezeugen.

Der plötzlich von unerwarteter Gunst umfangene Christe lehnte anfänglich unwirsch die ihm angetragenen Hilfsdienste ab. Er werde allein fertig und brauche niemand, „um selig zu werden“. Aber sei es, daß die Fränz unter dem Einfluß des hinterhältigen Zuredens der Creszenz und der andern Mägde und Knechte sozusagen willenlos ihrem fragwürdigen Auftrag sich überließ, sei es, daß sie — man wird sehen, daß auch diese Möglichkeit durchaus vorgelegen haben könnte — dem alten, armen Schermauser wirklich irgendwie zugetan war, jedenfalls ließ sie sich durch keine Widerborstigkeit des Mausfängers beirren. Sie umgab ihn mit aller Freundlichkeit und Dienstbeflissenheit. Seine enge, dunkle, muffige Kammer verwandelte sie in ein sauberes Stüblein. Im Schrank ordnete sie die wenigen alten Anzüge, bürstete und säuberte den für den sonntäglichen Kirchgang, reinigte den freilich recht zerschlissenen Hut, den der Mausfänger aufsetzte, wenn er in die Stadt ging, ja, sie brachte ihm sogar einmal, und dann öfters, wenn sie wußte in welchem Gewann er seinem Amt oblag, über Mittag warmes Essen ins Feld.

Es läßt sich mehr ahnen, als etwa schlüssig und beweiskräftig berichten, was im Gemüt und hinter der Stirne des mächtigen Apostelschädels vorgegangen sein mag, bis es soweit war, daß der Christe eines Tags die Fränz aufforderte, ein wenig neben ihm am Waldrand Platz zu nehmen, bis er die ihm gebrachte Suppe gelöffelt habe. Gesprochen wurde zwischen den beiden nichts. Nur ein knappes: „I' dank dr, Fränz!“ fiel, ehe sich die Jungmagd wieder auf den Weg zum Hof zurück machte. Uebrigens eilte sie wie ein Wiesel über Felder und Aecker.

Der Creszenz blieb es gewiß nicht verborgen, daß die Augen des Schermausers jeden Tag von einem glücklicheren Leuchten umwittert waren. Auch glaubte die verschworene Widersacherin des Mausfängers Grund zu haben zur Feststellung, daß sich der Christe nicht nur am Sonntag, sondern auch während der Woche den buschigen Bart und den mächtigen Haarschopf bürstete. Dann schienen ihr eines Tags die Zurüstungen ausreichend für Tort und Possen, die sie dem verhaßten Schermauser zu spielen beschlossen hatte. Doch hören wir, was geschah.

An einem Sonntagnachmittag schlenderte der Christian Sumser, wie er es häufig tat, vom Hof auf den zu diesem gehörenden Lindenbühl über die Felder und setzte sich droben unter den Kronen der schönen Bäume, nach denen die Hügelwelle benannt war, auf die alte Steinbank, die dort seit langem zum Verweilen einlud. Wenig später sah der Schermauser die Fränz im Sonntagsstaat gleichfalls den Bühl heraufkommen. Einen Augenblick überlegte der Alte, ob er nicht dergleichen tun solle, als habe er das Mädchen nicht gesehen, und weiterwandern wolle. Doch er blieb. Behend schritt die Magd den Linden zu. Sie zeigte sich überrascht, als sie den Christe sah, reichte ihm die Hand und fragte, ob sie neben ihm ein wenig ausruhen dürfe.

Dem alten Schermauser wurde mit einmal seltsam zu Mute. Irgendwie verlor er die Beherrschung über sich. Nicht als ob er den Versuch gemacht hätte, selbst schüchtern das junge Geschöpf neben sich zu berühren — er fühlte nur, daß eine Welle nicht für möglich gehaltenen Glückes ihn überbrandete. Plötzlich faßte die Fränz seine Hand und hielt sie fest in der ihren. Dem Sumser-Christian drohte der Atem auszugehen. Er meinte, das Mädchen müsse hören, daß sein Herz wie ein Hammerwerk pochte. Und als dann die Fränz ihn fragte — es war im Hochsommer und ein Tag schöner als der andere, — ob sie sich nicht am nächsten Sonntag gegen Abend im Hasenrainwald auf dem Bänklein beim Silberbrunnen treffen wollten, blieb dem Christe das Ja fast auf den Lippen kleben . . . .

(Fortsetzung folgt.)

Zwischen Rhein und Schwarzwald

Heimatbeilage zum Wochenende

2. JAHRGANG | 18. August 1951 | Nummer 33

In Straßburg und in Freiburg

Beseelter Stein

Die Darstellung der klugen und törichten Jungfrauen

Von Marieluise Franke

Um 1200 erwachten an den Fassaden der großen Kathedralen Frankreichs unzählige jener steinernen Heiligen der spätromanischen Kunst. Starr und bewegungslos fügen sie sich in die Architektur ein — selbst ein architektonisches Glied geworden. Doch wenig später werden ihre allzu starren Fesseln gebrochen und neues schwingendes Leben durchflutet auch sie. Himmelwärts ziehendes flammendes Leben schenkt die Gotik diesen schlanken Gestalten, die wir noch heute in Paris, Chartres, Reims und Amiens bewundern dürfen.

Aber nicht nur Frankreich kennt diese Kostbarkeiten der mittelalterlichen Bildhauer. Auch zu uns herüber schlug die große Schöpferglut. Während noch in Straßburg, in Freiburg und — sogar weit östlich in Magdeburg — Münster und Dome der Gotik entstehen, werden in den Bauhütten Plastiken von namenlosen Künstlern geschaffen, die zu dem wertvollsten Gut des Mittelalters gehören: die klugen und die törichten Jungfrauen.

Dort, wo französische und deutsche Künstler zusammentrafen und zwei einander sich ergänzende Welten sich berührten — in Straßburg — entstand eine neue schöne Lösung für die Portale der Gotteshäuser. Aus der Nebensächlichkeit kleiner Reliefdarstellung, die irgendwo untergeordnet eingefügt war, wurde das Motiv der klugen und törichten Jungfrauen herausgelöst und ins Monumentale gesteigert.

Jene Mädchen, die in weiser Voraussicht ihre Lampen sorgfältig mit Oel gefüllt für den Weg der Begegnung mit dem Herrn bereithalten, oder, nur dem Tag lebend, das Oel vergeudet haben — einmal Glückliche und daneben Verzweifelte — wurden ausgewählt, die Eintretenden an einem der westlichen Hauptportale des Straßburger Münsters zu begrüßen.

Höfisch-zierliche Gestalten wachsen, mit einer eleganten Schmiegsamkeit ausgestattet, auf den zierlichen Sockeln aufwärts. Weich fließen die langen Gewänder über die Gliedmaßen der gotischen Gestalten. In den ebenmäßigen Gesichtern liegen Stille und Gelassenheit dicht beieinander. Weder Freude noch Schmerz vermag die edlen Gesichter aufzuwühlen. Freudige und schmerzliche Bewegung sind vielmehr nur fein angedeutet, und kaum unterscheiden sie sich in den Gesichtern der einzelnen. Es ist, als beherrsche eine ritterliche Zurückhaltung jene jugendlichen Gestalten, die zu schön sind, um demütig zu erscheinen. Sie sind wie Gestalten, die hineingehoben sind in die Sphäre zeitloser und geschehnisloser Schönheit, überschattet von dem Nachglanz der Antike. Und so oft wir ihnen gegenübergestanden sind, immer bannte uns ihre Schönheit, aber wir vergessen zu leicht das tiefe Geschehen, das sie uns vermitteln sollten. Hie schöne steinerne Bilder stenhen sie in dem prachtvollen Rahmen des Portals.

Die Freiburger klugen und törichten Jungfrauen sind zwar Schwestern derer in Straßburg, doch begrenzt sich ihre Zusammengehörigkeit fast allein im Thematischen. Ein halbes Jahrhundert später entstanden, zeigen sie nicht nur ihre Herkunft aus dem bodenverbundenen alemannischen Raum. Die Zeit der Ritter und Edelfrauen ist im Ausklingen, und mit mächtigen Schritten spielen sich die reichgewordenen Bürger in den Vordergrund. Das Freiburger Münster ist das Werk einer Stadt, und voll Stolz schaut die Bürgerschaft auf den langsam aufwachsenden Bau, dem sie das Beste bringen, was ihnen gehört. Die Freiburgerinnen — die steinernen Gestalten im großen Portal — sind menschlicher geworden. Nicht nur der unterlebensgroße Maßstab verrät es uns. Keine Edeldamen, sondern lebensfrohe und lebenssichere Bürgertöchter mit weichen gerundeten Gesichtern und gewölbten Stirnen begrüßen die Eintretenden. Gebärden, Gewänder und Haltung sind weicher und fließender, das Herrische ist gefallen. Das Wesentliche aber ist, daß die in Freiburg schaffenden Künstler die Ruhe und Gelassenheit der Straßburger Vorbilder sprengen und mutwilliges Leben jeder einzelnen einhauchen. Zwar ist ihr Können nicht so groß, wie das der Straßburger Vorgänger. Aber wie sie Freude und Schmerz unterschiedlich gestalten, wie lebensnah hier eine Lampe zu Boden geschleudert und dort ein Kopf verzweifelt zurückgeworfen wird, ist unerreicht bisher. Die klugen Mädchen aber erinnern an bürgerliche Hausfrauen in ihrer Sicherheit, mit der sie ihre Lampen besitzergreifend an sich pressen und ein zufriedenes Lächeln über ihre vollen Gesichter spielen lassen.

Straßburger Gruppe der klugen und törichten Jungfrauen.

Einen besonderen Reiz bringt die Begegnung mit einer dritten Darstellung des gleichen Themas. Was wir vielleicht zwischen Straßburg und Freiburg als Zufälligkeit empfanden, wird jetzt bewußt verstanden. Nicht nur der Künstler und sein Niveau bestimmen die Wiedergabe, sondern auch Zeit und vor allem die Landschaft. Auf unseren Wegen durch das Land sind wir den klugen und den törichten Jungfrauen, wie sie das frühe vierzehnte Jahrhundert sah, in Magdeburg begegnet. In eine bäuerliche Gesellschaft sind wir da geraten. Weder an elsässische Edelfrauen noch an Freiburger Bürgerinnen erinnern diese Gestalten. Bäuerinnen sind es. Lebendig ist das Spiel der Gebärden. Schmerz und Leid in allen Variationen sind gleichsam nackt gegeben. Wir glauben zu spüren, wie die Steinmetzen zu Magdeburg bewußt die Vorbilder vergessen haben, um ungestört die Wandlungsfähigkeit eines menschlichen Gesichtes festhalten zu können.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK

Baden-Württemberg

O Erde, nur noch einen letzten Blick / Zum Bernauer Hans Thoma-Tag

Der Hans Thoma-Tag, der an Mariä Himmelfahrt die Bewohner des schönen, traulichen Schwarzwald-Hochtales Bernau mit Freunden der Kunst des Menschentums des Meisters vereinigte, der seine bergländische Heimat so wundervoll in Zeichnungen und Gemälden festgehalten hat, besitzt schon seine eigene Tradition. Diese gewinnt eine repräsentative Note durch die Bekanntgabe der Verleihung des Staatlichen Hans Thoma-Preises. Aber auch für den oberrheinischen Menschen, der es sich versagen muß, nach Bernau zu pilgern, gab der Tag Anlaß, sich dessen zu erinnern, wie reich und vielseitig die Begabungen Hans Thomas die Heimat beschenkten. Nicht zuletzt sind es neben seinen Bildern und seiner Graphik die Gedichte, die verdienen, daß man sich immer wieder einmal in sie versenkt. Da ist jenes kleine Poem, das der Bruder der Schwester Agathe von Karlsruhe aus zusandte, der Schwester, die ihn im Alter so sorglich betreute. „Sehnsucht" ist es überschrieben:

Oben kreist ein Falke
Wie hoch, wie weit dahin
Nach goldenen Wolkenbergen
O könnt ich mit ihm ziehn!

Die heiße Sonne sendet
Ihr Licht auf Heideland;
An Menschenbrust, auf öder Heide,
Im stillen Walde ich nirgends Ruhe fand.

Seh ich den Falken kreisen
Durch goldne Lüfte hin:
Fänd' ich dann wohl Ruhe,
O könnt ich mit ihm ziehn!

Dem Menschen wird ein Sehnen
Gepflanzt in seine Brust.
Was soll, was ist das Sehnen?
Du findest nirgends ungestörte Lust.

Bittere Jahre des Verkanntwerdens mußte Hans Thoma meistern, bis er sich durchgesetzt hatte. Oft ging er mit sich zu Rate und fragte sich, was es um die Kunst und ihre Beziehungen zum Menschenleben für ein Bewenden habe. Aus solchen Ueberlegungen erwuchs dieses Sonett:

Nützt es der Kunst, sie also aufzubauschen,
Als wär' allein, was glänzt und gleißt von Golde,
Was schreit und lärmt und prahlt mit hohem Solde?
Als wär sie da, die Menschheit zu berauschen?

Das heißt doch ihren echten Sinn vertauschen!
Denn still und ruhig ist die Kunst, die holde,
Vom Himmel nicht gemünzt nach irdschem Golde
Wer recht sie liebt, muß ihrer Stille lauschen.

Wie der Natur, so still ist auch ihr Bilden;
Sie drängt nicht auf, auch läßt sie sich nicht haschen
Nur wo sie will, da ist sie auch zu finden.

Was soll das Lärmen denn um sie von Wilden?
Die drängen sich, um ihre Frucht zu naschen,
Sie sprechen vom ihr wie vom Licht die Blinden.

Der Meister schätzte unter seinen poetischen Schöpfungen ein Liebesgedicht ganz besonders. Er schrieb zu ihm: „Es beruht auf einer wahren Begebenheit. Ich habe den Holunder selbst gepflanzt und dann das Gedicht gemacht. Die Betreffende hat's nie erfahren." Hier ist es, das Gedicht.

Holunderbaum, grüne nun, dankbar der sorglichen Pflege,
Bilde zum schützenden Dache weitausbreitend die Zweige.
Sei dankbar, Holunder! An gar lieblichem Ort pflanzte ich dich;
Die Laube umfängst du, wo am Abend gern weilt das blondlockige Mädchen,
Das Mädchen mit dem Frühlingshimmel im Auge.
Dahin pflanzte ich dich,
Wenn sie sitzt am Sommerabend, und sanfter Windhauch ihre Locken bewegt,
Der Hauch, der deine Blätter durchsäuselt. Sei dankbar Holunder,
Lispelt ihr Blätter, ihr zu, wie sehr der Gärtner sie liebt.

Dem Hochbetagten floß dieser Vierzeiler aus der Feder:

O Erde, nur noch einen letzten Blick,
Du willst das Aug', das du geliehen, wieder;
Ich hab es nicht verdorben, etwas müd' nur sind die Lider;
Es war ein gutes Augenpaar, ich geb es dir mit Dank zurück.

Und die Grabschrift die das Mal auf seiner letzten Ruhestätte schmückt, hat Hans Thoma selbst bestimmt:

Tod, du machst mein Aug' zu nichts,
Doch nimmermehr die Macht des Lichts.
Das Licht hat einst das Aug' gebaut
Zum Werkzeug nur, mit dem es selbst sich schaut.
Die Zeit ist nun erfüllt, das Ende da,
Das Auge längst sich müde sah.
Ein morsches Werkzeug wird zu Trümmern,
Es siegt des Glaubens Licht;
Uns soll des Grabes Nacht nicht kümmern.

Besinnlichkeit, die den Bildern und Zeichnungen Hans Thomas so viel eindrucksvolle Wirkung verleiht, schimmert auch zwischen den Zeilen seiner stillen, schönen, herzenswarmen Verse. Diese nicht zuletzt sind es, die vom edlen Menschentum des deutschen Meisters zeugen.

B.M.

„Christlich gemessen" / Ein Erlebnis aus unseren Tagen

Zu einem einsam gelegenen Hof im Schwarzwald kommt um die Mittagszeit ein fremder Gesell und fragt nach dem Bauern. Der aber ist auswärts auf einem Viehhandel und seine Frau sagt zu dem Fremden: „Das könnt Ihr am Ende auch mit mir bereden. Zuvor aber sitzet ab und esset einen Löffel Suppe mit uns!" Denn es war bei ihr so der Brauch — und uns dünkt's kein schlechter —, daß niemand ungespeist vom Hof gehen durfte, der ein redlicher Christenmensch war. Sie glaubte nämlich — und auch solcher Glaube will uns nicht ungeschickt erscheinen —, der Herrgott selbst treibe ihr zuweilen solch' einen Kostgänger zu.

Der Fremde, ein wenig verlegen zwar, aber noch mehr hungrig, zwängt sich also hinter den runden Tisch unterm Herrgottswinkel und hält wacker mit. Nach dem Tischgebet aber bringt er nicht ohne Anstand seine Sache zur Sprache: daß er kürzlich erfahren habe, wie der Bauer einen guten Teil seines Waldes umgetan, und daß er sich nun den Abfall — und wirklich nur diesen — ausbitten möchte. Denn der Winter sei lang und sein Verdienst gar gering.

Die Frau erlaubte es ihm gern und ohne Umschweife.

„Euer Kittel sieht auch nicht zum besten aus!" sagte sie. Aber es schwingt keinerlei Geringschätzung in ihrer Rede mit, nur echtes Mitleid.

„Er ist mit mir durch viele Kriegsjahre und noch mehr Elendsjahre gegangen!" erwidert der Mann. „Und daß ich keinen rechten Staat mehr mit ihm machen kann, bedrückt mich nicht. Schlimmer ist schon, daß man die Kinder sonntags kaum noch zur Kirche schicken mag in den ausgewaschenen und viel zu kurzen Fähnchen."

Die Bäuerin sieht ihn an: Scham und Unmut röten seine blasse Stirn, Kummerfalten stehen um seinen Mund wie Pflugrillen im trockenen Erdreich. Er ist wohl des Bettelns ungewohnt und auch keiner von denen, die sich mit harten Ellbogen einen Platz an der Sonne zu erkämpfen wissen.

Sie wendet sich zu der alten Näherin, die schweigsam, aber mit wachen Ohren im Ofenwinkel hockt, ein seidenes Schürzenband sorgfältig säumend. Wieviel Stoff man beiläufig für eine Zehnjährige brauche?

„So an die drei Meter, knapp gerechnet", murmelt diese zurück.

Die Bäuerin verschwindet in der Kammer. Mit einem Stück Wollzeug, kornblumenblau, überm Arm kommt sie wieder. Wortlos nimmt sie die Elle zur Hand, führt den Stoff ein paarmal an ihr hin und her, hin und her, fährt einmal — ritsch! mit der Schere durch und: „Da habt Ihr! Sagt der Frau, sie soll auch einen breiten Einschlag machen am Saum, das Kropfzeug, das junge, wächst einem ja doch handkehrum über den Kopf!"

Der Fremde steht ganz verwirrt, fühlt sich plötzlich nicht als Fremder mehr, wie die Bäuerin ihn so schelmisch-mütterlich anlacht, stammelt einen Dank und ist zum Haus hinaus, eh, daß er's selber gewahr wird.

Aber schon am anderen Tag steht er wieder unter der Tür und hält der Bäuerin den kornblumenblauen Stoff mit beiden Händen hin, säuberlich in ein Tuch geschlagen.

„Frau", sagt er ganz atemlos, als könnt' er seine Botschaft nicht schnell genug loswerden. „Frau, Ihr habt Euch da vertan! Es sind nicht drei Meter, sondern gutding ihrer sechse, und Ihr sollt nicht auch noch den Schaden haben für Euer Guttun!"

Da lächelt die Frau und: „Ich weiß wohl!" sagt sie, „ich weiß! Aber damit es Eurer Eheliebsten noch auf einen Sonntagsrock langt, hab ich christlich gemessen."

Wie wär's, lieber Leser, wenn wir einander manchmal auch „christlich messen" wollten — im Lieben, im Geben und im Verzeihen zumal? —

Friedel Marggraf

Der Zaubergürtel / Betrachtungen über Mörikes Liebhabereien

In den letzten Jahren hat eine lebendige Beschäftigung mit Mörike eingesetzt, bedeutsame Werke sind erschienen, die Wesen und Werk des Dichters auf neue Weise auszudeuten versuchen. Es liegt im Sinne unserer Zeit, vor allem vom Geistesgeschichtlichen und Problematischen her tiefer in die Welt des Dichters einzudringen. Das ist richtig, aber doch nur zum Teil. Mörike war in einem besten Sinne Gelegenheitsdichter und weit entfernt davon, sein Schaffen literarisch oder gar als Beruf aufzufassen.

Aus einem Mißverständnis heraus tadelte schon der Freund Vischer Mörikes Unfleiß, sein Sich-Verlieren an allerei als nutzlos angesehene Passionen, denen er auf Kosten der dichterischen Produktion viel Zeit opferte. Aber alle diese Passionen gehören zu Mörikes Wesen, sind Ausdruck und Form dieses Wesens genau so wie seine Dichtungen.

Vielfach den Nachtseiten des Lebens ausgeliefert, war Mörike zugleich ein bedeutsamer, sonniger, humoriger Sinn für die klaren, runden Lebenswirklichkeiten eigen. Auge und Hand sind bei ihm gleichzeitig tätig. Er genügt sich nicht mit Schauen und dem denkenden Verarbeiten des Geschauten, er liebt die Handgreiflichkeit, das Handwerkliche, die Dinge, die sichtbaren Spuren des unsichtbaren, unfaßbaren Lebens. Ihnen ging er nach, wenn er mit Eifer Petrefakten sammelte, in einer eigenen „Steinkammer" aufbewahrte und sie unermüdlich genau und liebevoll nachzeichnete, in ihnen den Spuren nachspürend, die die unsichtbare Hand des Schöpfers sichtbar ins Irdische eingezeichnet.

Inserat

Die verehrlichen Jungen, welche heuer
Meine Aepfel und Birnen zu stehlen gedenken,
Ersuche ich höflichst, bei diesem Vergnügen
Womöglich insoweit sich zu beschränken,
Daß sie daneben auf den Beeten
Mir die Wurzeln und Erbsen nicht zertreten.

Nie konnte Mörikes Hand untätig sein. In Lorch ging er bei dem Töpfermeister Groß „in die Lehre", und seine an der Drehscheibe geschaffenen Gefäße verschenkte er, von ihm selber bemalt und mit Versen beschrieben, seinen Freunden zu festlichen Anlässen. Seine Töpfe waren ihm ebenso lieb wie seine Dichtungen. Ein Drang nach den ursprünglichsten Beschäftigungen der Menschheit lebte in ihm, in jedem Sinne, in dem Rilke die Tätigkeit eines Töpfers in Aegypten bewundert.

Er war vielerlei, war Vogelzüchter und Gärtner — Hesse fühlt sich Mörike nicht nur als Dichter verwandt! — und Bastler. Er schnitzte kunstvolle Federhalter, betätigte sich als Steinmetz am Kreuz auf dem verfallenen und vergessenen Grabe der Mutter Schillers, in Engelshofen widmete er sich der Modellstecherei und erfand Musterdessins. Seine feine Feder schreibt die zierlichste Schrift und zeichnet, zeichnet immer wieder. Schreiben geht ihm, wie einem alten Chinesen, oft in Zeichen über, wie in dem köstlichen Mergentheimer Haushaltungsbuch. So erscheinen auch seine Verse oft wie mit der Hand geformt, aber sie genügen ihm als solche noch nicht, er verwendet die umständlichsten kalligraphischen Künsteleien, die Verse in tagelanger Arbeit fast zum Bilde zu machen, wieder in der Art der Chinesen. Und wie sie malt er seine Verse auf besondere Stoffe, zum Beispiel auf besonders präparierte Rinde. (Aehnliche Züge finden sich im „Westöstlichen Divan" Goethes, mit dem Mörike gerade in diesen Dingen viel Gemeinsames hat.) Von all den vielen Orten, in denen Mörike lebte, besitzen wir Aquarelle. Auch in der stillen Freude am Malen klingt die Verwandtschaft Hesses zu seinem Landsmann auf. Die Hauptgestalt von Mörikes einzigem Roman ist ein Maler.

An all dem hat der Genius seiner schwäbischen Heimat teil, auch an seiner Verspieltheit in einem hohen Sinne. Denn auch Mörike ist ein „Glasperlenspieler" und „Morgenlandfahrer", der noch lächelnd das Grobe und Polternde seiner Menschen, das Siebenschwabentum zur Märchengestalt des Riesen Suckelborst in den antiken Versen vom „Sicheren Mann" verwandelt. Spiel ist das alles, göttliches Spiel voll kastalischer Heiterkeit, und mehr als Spiel: durch die Hand dem grenzenlosen Leben Kontur zu geben. Er liebte Mozart über alles — der evangelische Pfarrer war dem Katholizismus mehr als zugetan. Um den Gesang eines Stares festzuhalten, erfand er sich eine eigene Notenschrift. Für Tiere (für seinen Igel, seinen Seidenspitz Joli, die Vögel vor allem, auch für den eisernen Turmhahn) hegte er als Hausgenossen oft größere Liebe als für Menschen. So wunderbar unliterarisch war dieser Dichter, der Verse schrieb wie er Töpfe formte, die schönste deutsche Prosa formte, an den Sätzen bastelnd wie er Holz schnitzte, Kerzen goß, Blumen pflegte, der Anakreon übersetzte wie er edle Reiser auf seine Obstbäume pfropfte. Mag das verspielt oder biedermeierlich oder Flucht in die Idylle genannt werden, es gab ihm Trost und Halt. Mit den Dingen der fragwürdigen Welt umgab er sich wie mit einem „sonnigen Zaubergürtel", den er brüderlich um sich und eine Buche geschlungen fühlte, und stand noch im Umgang mit den nahen Dingen in einem magischen Zusammenhang, den ein Wort von Novalis umschreibt. Mörike hat dieses Wort in einem Brief an Waiblinger angeführt: „Eine Liebe zu einer leblosen Sache ist wohl gedenkbar, auch zu Pflanzen, Tieren, der Natur, ja zu sich selbst. So entsteht ein höchst geistiger und sinnlicher Umgang und die höchste Leidenschaft ist möglich."

Dr. Josef Mühlberger:

Badischer Förster erfand das Fahrrad / Gefährt von Millionen

Der Deutsche v. Drais, ein badischer Förster, erfand das Fahrrad in seiner ursprünglichen Form. Im Jahre 1818 erhielt er das Patent und den Professorentitel für seine Laufmaschine, die man Draisine nannte; die Beine wurden als „Mitläufer" benutzt.

Der Engländer Birch, ein Londoner Mechaniker, baute solche Räder für sportliche Zwecke und nannte sie „Dandy Horses" (Stutzerpferde). Selbst Frauen fuhren sie mit Begeisterung und einer Geschwindigkeit von über 10 Stundenkilometern — bei Rückenwind.

Der Italiener Cartoni, ein Mailänder Handwerker, konstruierte Fahrräder mit Pferdeköpfen und Seitenflügeln. Wurden sie an Frauen verkauft, so erhielten sie den Namen „Pegasine".

Der Deutsche Fischer aus Schweinfurt brachte 1850 am Vorderrad ein Tretlager an. Nun konnte das Rad im Gleichgewicht gehalten werden, ohne daß die Beine den Boden berührten.

Der Franzose Michaux, ein Pariser Mechaniker, ließ sich von der deutschen Erfindung zum Bau eines Velozipeds anregen, das zunächst noch aus Holz gebaut war und ab 1869 aus geschmiedetem Stahl gefertigt wurde. Es wog 80 Pfund.

Die Engländer Starley und Sutton konstruierten 1884 das Niederrad in seiner jetzigen Form, indem sie es mit einer Kettenübertragung vom Tretlager auf das Hinterrad ausstatteten.

Der Ire Dunlop, ein Tierarzt, verbesserte 1888 das Fahrrad durch seine Erfindung der Luftbereifung aus Gummi. Die Rücktrittnabe und der Freilauf vervollkommneten das Fahrrad schließlich so sehr, daß es in allen Ländern zum Volksfahrzeug wurde. Heute laufen allein in Europa 60 Millionen Fahrräder, von denen jedes aus 3600 Einzelteilen zusammengesetzt ist.

Die Dänen sind zum Volk der Radfahrer geworden. In der dänischen Hauptstadt Kopenhagen entfallen auf drei Einwohner zwei Fahrräder.

Der Italiener Vittorio de Sica machte in seinem Film „Fahrraddiebe" ein Fahrrad zum Mittelpunkt des dramatischen Geschehens. De Sicas Film, den die RKO nun auch in Deutschland zeigt, zählt zu den stärksten Leistungen des italienischen Films seit Kriegsende. Seine Auszeichnungen sind so international wie die Geschichte des Fahrrads selbst: Die Amerikaner verliehen ihm 1949 in Hollywood den „Oscar" und den „Goldenen Globus", und in New York 1950 den Filmkritikerpreis. Die Schweizer erkannten ihm 1950 den 1. Preis der Filmfestspiele von Locarno zu. Die Belgier prämiierten ihn 1949 mit dem Grand Prix von Brüssel. Die Engländer zeichneten ihn 1950 mit dem Akademiepreis aus. Die Italiener verliehen ihm 1949 das „Silberne Band" und 1950 den 1. Preis für italienische Filme auf der Biennale von Venedig.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg